

korrigiert und auch erklären kann, warum der Schriftgelehrte (12,34) dem Reich Gottes zwar nahe, aber eben auch nur nahe ist.

All diese Bemerkungen sollen nicht verdecken, daß Dschulnigg einen zuverlässigen Kommentar zu Mk geschrieben hat, der aufgrund seiner Akzente und Schwerpunkte und nicht zuletzt aufgrund seiner Qualität mit einem durchaus eigenen Profil unter den Markuskomentaren aufscheint.

Klemens Stock SJ

THEISSEN, Gerd: *Erleben und Verhalten der ersten Christen*. Eine Psychologie des Urchristentums. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2007. 619 S. Gb. 39,95.

Mit diesem Werk legt der Heidelberger Neutestamentler Gerd Theissen eine Summe seiner früheren Studien und den bisher umfangreichsten Versuch einer historischen Psychologie des Urchristentums vor. Im ersten Kapitel beschreibt er, wie die „Entdeckung des inneren Menschen“ (Jan Assmann) als einheitliches Zentrum in der Achsenzeit durch den Monotheismus des Alten Testaments gefördert und im ethischen Menschenbild des Matthäusevangeliums „autodynamisch“, in der johanneischen Erwartung der Erlösung allein von Gott jedoch „heterodynamisch“ und in der Synthese des Paulus „transformationsdynamisch“ weitergeführt wurde. Die vier Leitgedanken für seine weiteren Ausführungen gewinnt Theissen, indem er vier Faktoren von Religion vier Funktionen/Motiven zuordnet: 1. Erfahrung – zu Selbstwertwahrung, 2. Mythos/Lehre – zur Sehnsucht nach Sinn, 3. Ritus – zu Verlangen nach Gemeinschaft, 4. Ethos – zu Streben nach Kontrolle über das eigene Leben.

Zur Erfahrungsdimension erörtert er eine Fülle von Beobachtungen, die er vier For-

men religiöser Wahrnehmung, den Emotionen Furcht (tremendum) und Freude (fascinum), vier Gebetstypen, einer moderat-religiösen (bei Judenchristen) bzw. extrem-religiösen (bei Heidenchristen) Umkehr/Konversion und einem krisenbeständigen Vertrauen bzw. Omnipotenzphantasien (in Wunderglauben, Exorzismen) zuteilt. In Jesu Wort vom „Sturz Satans“ (Lk 10,18) vermutet er „eine Art Berufungserfahrung“ und diskutiert mögliche Analogien zwischen den Ostervisionen und heutigen Trauer-, Nahtod- und Christusvisionen.

Im Neuen Testament erfahre die eschatologische Gerichtsangst eine außergewöhnliche Steigerung, und Jesu Passion und Auferstehung seien zum „Modell im Kampf mit der Todesangst“ und so zur frohen Botschaft geworden. Die zentrale Gestalt Christi löse numinose Furcht und Freude aus – eine Beziehungsfreude im Unterschied zur alttestamentlichen Freude an einzelnen Heilsgütern. Im Damaskuserlebnis des Paulus könnte Christus wie ein Psychotherapeut und Lernmodell gewirkt haben, das ihm half, mit der Ambivalenz von Gesetz und forderndem Gott zu leben. Exorzismen und Krankenheilungen Jesu werden als extrem-religiöser, wunderwirkender Glaube mit dem moderat-religiösen Glauben an die Botschaft Jesu verglichen.

Als kognitive Dimension (Mythos/ Lehre) sieht Theissen unter anderem die Theodizeeversuche der Bibel als Umgang mit kognitiver Dissonanz, erläutert die spirituelle, soziale und personale Funktion von Weisheit und Satanssymbolik, erwägt drei psychologische Deutungen des Sühnetods Jesu und sieht im Bekenntnis zum Gottmenschen Christus einerseits eine Kontraintuition, die Aufmerksamkeit erregt (nach Pascal Boyers Kontraintuitivitätstheorie) und den Menschen aufwertet, und andererseits ein extrem-religiöses Rollenangebot über die anderen moderat-religiösen Rollen/Gestalten der

Bibel hinaus (nach Hjalmar Sundéns Rollentheorie).

Bezüglich der sozialen Dimension (Ritus/Gemeinschaft) postuliert er eine Entwicklung von der Taufe als einem durch Geistverleihung, Glossolie unter anderem zu ergänzenden Waschungsritual hin zur Taufe als radikalem Bruch und Wiedergeburt. Hingegen habe beim Abendmahl neben einer extrem-religiösen Auffassung mit Tabubröchen (Abweichung von den Opferritten des Tempels und symbolischer Kannibalismus) ein moderatreligiöses Verständnis als sakrales Mahl (Brotbrechen) bestanden. Das Charisma des Täufers Johannes und Jesu sei durch diese Rituale und die Lehre zum Amtcharisma versachlicht worden; das Urchristentum habe mit seiner inneren Pluralität die Struktur einer Kirche, nicht einer Sekte gehabt.

Den Leitbegriff des Ethos der ersten Christen bilde die Liebe, doch finde sich in ihren Phantasien viel Aggressivität. Bei Paulus habe die asexuelle asketische Agape zum Idealbild der Ehe als Partnerschaft ohne Herrschaft beigetragen. Abschließend schildert er, wie in der Gnosis die prophetische Religiosität in eine mystische (im Sinn von Nathan Söderblom) bzw. die extravertierte in eine introvertierte Mystik mit neuen Extremformen religiösen Erlebens verwandelt wurde.

In diesem brillant geschriebenen Werk (leider ohne Sachregister) ist ein immenses exegetisches Wissen verarbeitet. Von Eugen Drewermanns tiefenpsychologischer Einführung und Klaus Bergers antimoderner „Historischer Psychologie des Neuen Testaments“ (1991) unterscheidet es sich positiv durch den pluralistischen Rückgriff auf lerntheoretische, psychodynamische und kognitive Ansätze, die allerdings manchmal überschätzt werden (Rudolf Ottos Numinositätskonzept, Sundéns Rollentheorie, Boyers Konstraintuitivitätstheorie). Theißen

verbindet sie auch mit evolutionspsychologischen, mythen- und ritualtheoretischen Annahmen zu allumfassenden Typologien. So stehen plausible, aufschlußreiche Überlegungen – etwa zu Exorzismen, Ostervisionen, Agape – neben konstruierten und hochspekulativen, zum Beispiel über den Sühnetod Jesu als Expositionstherapie, Sündenbockmechanismus und Welleneffekt oder zum Abendmahl als einer Art Imaginationstherapie, in der die „symbolisch inszenierte Anthropophagie in Philanthropie verwandelt“ wird (375). Am besten verwendet man das Buch als Schatzkammer von Gesichertem und Hypothetischem, der man Material entnimmt, um es von Fall zu Fall zu prüfen.

Bernhard Grom SJ

SÖDING, Thomas: *Jesus und die Kirche*. Was sagt das Neue Testament? Freiburg: Herder 2007. 318 S. Gb. 24,90.

Die katholische Kirche sieht sich zunehmend mit der Frage nach ihrer Kontinuität konfrontiert. Auf der einen Seite suchen etwa die lehramtlichen Stellungnahmen zum kirchlichen Charakter anderer christlicher Gemeinschaften, die Entscheidung zum früheren Meßritus oder der Verzicht auf vielfach geforderte Neustrukturierungen des Amtes gezielt den Anschluß an die große Tradition. Auf der anderen Seite sehen Kritiker gerade darin die Kontinuität zur nachkonziliären Ekklesiologie in Frage gestellt. Die Argumente scheinen mittlerweile hier wie dort verbraucht, die Perspektiven fixiert, die häufige Berufung auf Jesu Stiftungswillen ist kaum mehr als affektierter Gestus.

Es wirkt befreiend, mit welchem Schwung Thomas Söding diese Frontstellungen hinter sich läßt, den verbindlichen Ursprung aufsucht, diesen inmitten der großen Gegenwartsaufgaben – Globalisie-